

# "Robinsonland" [Fortsetzung]

Autor(en): **Poeck, Wilhelm**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **19 (1929)**

Heft 39

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645321>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 39  
XIX. Jahrgang  
1929

Bern,  
28. September  
1929

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 3379

## Sonnenuntergang.

Von Jakob Böhhard.

Es rauscht das Laub. Der Tod steht auf der Lauer.  
Des Herbstes Schwere lastet auf dem Tal.  
Im Acker schreitet feierlich ein Bauer  
Und sät das Korn im Abendsonnenstrahl.

Ich trete aus dem welken Buchenwalde  
Und träume von des Frühling's Grün und Rot,  
Ich seh' im gelben Stoppelkleid die Halde  
Und sinn' an Lebenswonnen, die verlohrt.

Sern am Gebirg seh' ich die Sonne schwinden:  
Sie sinkt hinab in matter Scheideglut,  
Ein müdes Menschenauge im Erblinden,  
Das seinen letzten Trunk im Schimmer tut.

Sonne, wie du möcht' ich den Lauf vollenden,  
Hoch über menschlicher Alltäglichkeit  
Des Lebens kurzgespannten Bogen wenden  
Und sanft von hinnen ziehn zu guter Zeit.

## „Robinsonland“.

Ein Roman von Wilhelm Poed.

26

Frau Nautilus war ihm einige Schritte entgegengegangen.

„Schön, daß Sie kommen, bester Kommerzienrat. Ich habe Lambert Blumen gebracht und fiel wieder ins Grübeln. Ach, all diese schauerlichen Gedanken!“

„Und doch, nun sind schon acht Wochen ins Land gelaufen, liebe Freundin“, sagte Gildenapfel, ihre Hand küsend. „Zwei Menschen, zwei Monate! Den einen werden Sie im Herzen behalten, so lange Sie leben. Den andern bald vergessen. Und dann werden Ihre Gedanken nicht mehr so trübe sein.“

„Da irren Sie. Vergessen werde ich meinen Mann nie!“

„Nun — aber mit den Gefühlen, wie diese sagenhafte Friesendame, von der Sie mir erzählt haben, werden Sie Ihrem Gatten ja nicht nachtrauern. An Sie hat das Leben ein Recht. Er war schon lange morsch. Nicht ohne seine eigene Schuld.“

„Mein Gott, Herr Kommerzienrat, warum wühlen Sie all diese traurigen Dinge wieder in mir auf? Gerade heute begann sich um meine Trauer zum erstenmal ein Hauch von jenem Frieden zu legen, von dem Pastor Edlessen am Sarge Lamberts so schön sprach.“

„War das die Wirkung? O, meine liebe, verehrte Freundin, wie mir das schmerzlich ist“, sagte Gildenapfel, sich erneut zum Kuß auf ihre Hand bückend. „Und ich hatte etwas ganz anderes damit bezweckt. Es hängt mit geschäftlichen Dispositionen und noch anderen Dingen zusammen, die mich bald für länger abrufen werden. Ich bin ja nicht

nur Gemütsmensch, sondern auch Geschäftsmann. Lassen Sie mich gerade herausprechen. Die Zeit eilt, und in den Frühlingsanfängen unseres Lebens stehen wir ja alle beide nicht mehr. Liebe, teure Freundin, Sie wissen längst, wie sehr ich Sie verehere. Aber Sie wußten bis heute nicht, daß ich Sie daneben auch liebe. Lassen Sie mich Ihnen heute sagen — jetzt verbietet's ja kein Lebender mehr — was ich Ihnen längst gesagt haben würde, wenn Sie frei gewesen wären. Mein Herz bedarf der Gegenliebe, mein großes Haus der Repräsentation, mein Vermögen einer Partnerin, die es, genießend, mit mir teilt. Ich habe Ihnen schon einmal dargelegt, welche Rücksichten mich beim Ausblick nach einer Lebensgefährtin leiten müssen. Nur eine Dame erstklassiger Familie kann in Frage kommen. Verbindet sich das, wie bei Ihnen mit ebenso erstklassigen Vorzügen des Körpers und der Seele, so werden Sie verstehen, daß ich in meiner Wahl nicht einen Augenblick schwankend sein kann. So glaube ich also Ihnen, liebe, verehrte Frau Erdmute, schon heute, unbeschadet Ihres tiefen Schmerzes, die Frage vorlegen zu dürfen: wird diese Hand, selbstverständlich erst nach Ablauf des Trauerjahres, es über sich gewinnen können, sich in die meine zu legen?“

Gildenapfel streckte seine Hand aus, indem er die Finger ein wenig spreizte, so daß alle Brillanten daran in dem rötlichen Licht der Abendsonne aufs schönste funkelten.

Frau Nautilus hatte den Wortschwall dieser Werbung mit äußerst gemischten Gefühlen über sich ergehen lassen. Der Unwille, ja Zorn über die Vorzeitigkeit des Antrages

verschmolz mit einem inneren Lächeln über die darin enthaltenen zahlreichen kleinen und großen Taktlosigkeiten, daneben aber erwachten während der langen Dauer des Ergusses doch auch Erwägungen anderer Art. Der Antrag war in äußerlicher Beziehung glänzend. Nicht nur sie gewann eine gesellschaftliche Stellung. Auch für Diez tat sich das Leben von neuem auf. Als Stiefsohn eines solchen geschäftsgewaltigen Vaters bedeutete die Verurteilung, unter den heutigen von der Macht des Geldes bestimmten Zeitverhältnissen, tatsächlich so gut wie gar nichts mehr.

Sie begriff, daß ihr Leben wieder vor einem entscheidenden Wendepunkt stand. Diez' Zukunft, in den Bahnen Gildenapfels oder Edlessens, mußte ausschlaggebend sein.

„Verehrter Herr Kommerzienrat“, erwiderte sie nach einer Pause, ohne Gildenapfels Hand eine weitergehende Beachtung zu schenken als Weihnachten auf der Schneefenne, „seien Sie mir nicht böse, wenn ich Ihnen augenblicklich keine andere als die übliche Komplimentierbuch-Antwort gebe: Ihr Antrag ehrt mich. Was ich dabei fühle, möchte ich zunächst für mich behalten. Sie müssen mir eine sehr nachhaltige Bedenkzeit einräumen. Sobald ich mit meinem eigenen Herzen und über meine Verpflichtungen gegen einen andern im klaren bin, werde ich Ihnen Bescheid geben.“

„Gegen einen andern?“ rief der Kommerzienrat verdukt. „Also sind Sie schon gebunden?“ Und mit einem Blick über die Fenne: „Dann haben also mein Peter und die Leute doch recht!“

Aber kaum waren diese Worte seinem Mundgehege entflohen, so hätte er auch schon den größten Brillanten seiner zehn Finger hingegeben, um sie wieder einzufangen. Denn der Blick, den ihm Frau Nautilus zuwarf, flammte stärker als sie alle miteinander. Der ganze Zorn beleidigter Frauenehre leuchtete darin. Ohne ein Wort zu erwidern, schritt sie, mit der Haltung einer Königin, an ihm vorüber, der Werft zu, der sich von der anderen Seite her, der jetzt von Knuts werft zurückkommende Edlessen näherte.

In der Stellung seines jüngsten Kommis, wenn der Profurist ihn wegen einer Kapitaldummheit auslümmelte, blieb er wie festgewurzelt stehen und murmelte vor sich hin:

„O ich Esel!“

Und gleich hinterher:

„Ich lasse mich hängen, wenn mir nicht doch dieser Edlessen vorgefischt hat.“

41.

Frau Nautilus ging geradenwegs auf Edlessen zu:

„Lieber Herr Pastor, ich muß Sie in einer besonderen Angelegenheit sprechen.“

„Dann also nur gleich los! Hier sind wir ja, wie die beiden alten Nüßlerschen Jesuwiters, auf unserm heimlichen Flag.“

„Ja, Heimlichkeit ist mit im Spiel und Jesuiterei möglicherweise auch.“

Jetzt erst bemerkte Edlessen die Erregung in ihrem Gesicht.

„Liebe Freundin, was ist Ihnen?“

„Denken Sie, Gildenapfel deutet an, ich und Sie — es hilft nichts, es muß heraus! — hätten ein Verhältnis zusammen.“

Mit flammendem Gesicht hatte Frau Nautilus es herausgestoßen.

„Was?!“ rief Edlessen, empört seine gewaltigen Fäust ballend. „Da will ich doch sogleich hin und den verleumderischen Herrn bei den Ohren nehmen.“

„Das lassen Sie nur. Anscheinend spricht er nur nach, was die Leute sagen. Und mir bleibt jetzt doch nichts weiter übrig als fortzugehen.“

„Fortzugehen?!“

„Ja, fortzugehen! Glauben Sie, ich lasse hinter mir herzischeln? Glauben Sie, Maite soll über mich einmal anders denken lernen als Ihre Zöglinge über Sie?“

„Das ist eine Logik, die ich nicht begreife“, sagte Edlessen kopfschüttelnd. „Wenn mir jemand gänzlich grundlos Schlechtigkeiten nachredete, und ich würde dann reißaus nehmen, so würde ich sie ja zugeben. Nein, dableiben muß man! Das verlangt die Ehre.“

„Frauenehre ist eine andere als Männerehre.“

„Aber wohin wollen Sie gehen? Ihr Mann ist tot. Ihren Verwandten sind Sie fremd geworden. Liebe Frau Erdmüte, Sie haben ja keine Heimat außer hier!“

„Hatte ich die?“ erwiderte sie, und die Tränen traten ihr in die Augen. „Ja, ich habe es eine Zeitlang geglaubt. Aber das Schicksal treibt mich weiter. Ich werde mir mit meinem Diez eine neue gründen müssen.“

Pastor Edlessen stand erstarrt. Das Wort traf ihn wie ein Schlag, der das ganze Ergebnis seiner Arbeit zu vernichten drohte.

„Bevor Sie einen so schwer wiegenden Entschluß fassen“, sagte er nach einer Pause, „wollen Sie mir da nicht doch noch einmal das frühere Vertrauen schenken? Wollen Sie mir nicht mitteilen, was zwischen Ihnen und Gildenapfel eigentlich vorgegangen ist?“

„Ganz sicherlich will ich das. Denn das ist der zweite Teil meiner besonderen Angelegenheit. Gildenapfel hat mir einen Heiratsantrag gemacht.“

„Was?!“ rief Pastor Edlessen so laut wie eine Kirchenglocke. „Und behauptet, nachdem Sie ihm einen Korb gegeben haben, Sie hätten ein Verhältnis mit mir. Na, das ist denn doch —!“

„Ich hätte ihm einen Korb gegeben?“ sagte Frau Nautilus, trotz ihrer Erregung lächelnd. „Lieber Herr Pastor, das hab ich Ihnen nicht erzählt.“

„Wie? Sie wollen diesen Ritter vom goldenen Kalbe allen Ernstes freien?“ rief Edlessen aufs höchste betroffen.

„Nun schlägt Ihr Bendel wieder nach der andern Seite. Ich weiß es noch nicht, ob ich ja oder nein sagen soll. Es ist nicht mit einem Worte zu entscheiden. Ich habe nicht nur an mich zu denken. In erster Linie an Diez.“

„Bevor Sie weiter sprechen, beantworten Sie mir eine einzige Frage. Lieben Sie Gildenapfel?“

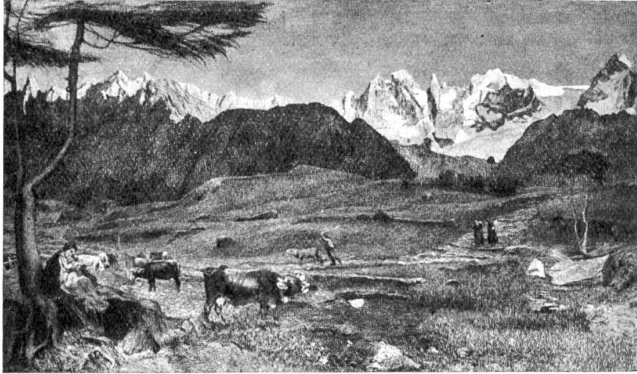
Frau Nautilus hob den Kopf zu Edlessen empor, sah ihm durch neu aufquellende Tränen mit einem heißen, schmerzvollen Blick in die Augen und sagte leise, den Kopf wieder senkend:

„Volkert, danach können Sie mich fragen?“

Edlessen strömte alles Blut zum Herzen. Er hätte jauchzen mögen, daß die Hallig mittlang. Aber er bezwang sich und sagte mit fast priesterlichem Ernst:

„Dann also wollen Sie sich opfern für Ihren Sohn. Haben Sie sich auch überlegt, was Sie tun? Glauben Sie nicht, daß das, was Sie weggeben müssen — Ihr ganzes Selbst, Erdmüte — tausendmal mehr wert ist, als was Sie für Ihren Dieb damit einzutauschen hoffen?“

„Hier eben versagt mein Urteil. Das wollte ich Sie



6. Segantini: „Werden“. (Phot. Union, München.)

fragen. Edleffen, raten Sie mir, als wenn es sich um Ihren eigenen Sohn handelte.“

„Tut es das denn nicht? Habe ich nicht ein Stück Recht auf ihn? Und wenn Sie so fragen — muß ich Ihnen dann wirklich eine Antwort geben?“

Wieder sah sie ihn an. Wieder standen ihre Augen voll Tränen. Aber sie lächelten diesmal. Und leise sagte sie:

„Es war wohl nur — der — Form — wegen — daß ich glaube, fragen zu müssen.“

„So wäre hiermit also auch Teil 2 erledigt“, sagte Edleffen so sachlich wie ein Auktionator und ebenso laut, wahrscheinlich um damit seine Gefühle zu übertäuben, die in ihm sangen wie eine Orgel mit allen Registern. „Nun fühle ich mich aber durch diese Ereignisse in eine Zwangslage versetzt, die ich noch vor einer Stunde für unmöglich gehalten hätte. Liebste Erdmüte, ein lebendiger Raubritter will Sie nehmen. Und wird es mit aller Zähigkeit wieder versuchen, auch wenn Sie jetzt nein sagen. Da muß der Schatten des Toten, der sonst wohl Einspruch erheben dürfte, schweigen, wenn ich schon jetzt mein besseres Recht an Sie geltend mache. Das Recht unserer alten Liebe, Erdmüte!“

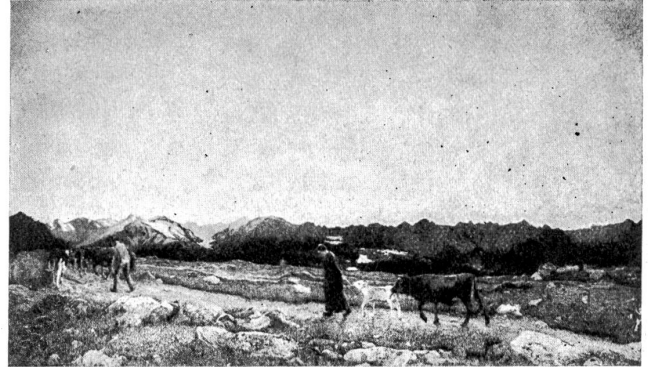
Frau Nautilus schüttelte traurig den Kopf.

„Lieber Edleffen, der Tote hat leider, fürchte ich, nur ein allzu großes Recht zu reden. Und Sie werden schweigen müssen. O wie schmerzlich ist es mir, daß ich Ihnen das jetzt sagen muß, wo Sie mir zum zweitenmal den Weg zu mir selbst gezeigt haben — und wo Ihnen mein Herz zum zweitenmal aufgesprungen ist. Es muß sich wieder zuschließen. Edleffen, wenn Sie und Dieb es verlangen, will ich dem dummen Gerede weiter trohen und für unsere gemeinsame Erziehungsaufgabe weiter mit Ihnen wirken. Aber besser ist es für uns beide, wenn ich gehe. Denn Ihre Frau kann ich nicht werden.“

„Was hab ich dem Staatsanwalt zu seinen Lebzeiten getan, daß er jetzt wie ein Gespenst gegen mich aufstehen könnte?“ rief Edleffen wieder aufs höchste erstaunt.

„Wissentlich wohl nichts. Aber Sie haben jedenfalls in Berlin über unsere Lage, Tun und Lassen in den beiden

Wittbünner Tagen gesprochen. Nur Sie wußten darum. Durch mich. Kein anderer. Das ist in entstellter Form zu Ohren des Ministers gekommen. Damit war die Karriere meines Mannes erledigt. Und das hat meinem Mann den Wahnsinn und — gottlob! — gleich darauf den Tod gebracht.“



6. Segantini: „Sein“. (Phot. Union, München.)

„Wie? Solchen Tratsch soll ich in Berlin breitgetreten haben?“ rief Edleffen entrüstet. „Wer hat das behauptet?“

„Niemand. Aber der Regierungspräsident, der mir die Einzelheiten mitteilte, hielt es bei der Unbekümmertheit Ihrer Redeweise für wahrscheinlich. Ebenso Gùldenapfel.“

„Und mit diesem Hirngewächs haben Sie sich wochenlang herumgetragen? Ohne mich zur Rede zu stellen? Hab ich das um Sie verdient?“

„Gùldenapfel riet davon ab“, sagte Frau Nautilus kleinlaut. „Er meinte, es könne Sie erzürnen, und dann säße ein Ende an der Halligerziehung.“

„Also wieder Gùldenapfel! Merkwürdig, daß in all und jedem, was Sie und mich und unseren Interessentkreis berührt, dieser Gùldenapfel seine Finger hat“, sagte Edleffen grimmig.

„Nun sprechen Sie ganz wie Maife. Aber sollten Sie nicht tatsächlich doch eine derartige Äußerung haben fallen lassen? Weiläufig, ohne jede Absicht?“

„Ich schwöre es bei dem Andenken Ihres Lambert, daß ich von allen diesen mir anvertrauten Familieninterna nie einem Dritten auch nur ein Jota erzählt habe, sagte Edleffen feierlich.

„Dann, Volkert“, erwiderte Frau Nautilus ebenso ernst, doch zugleich mit einer von verhaltenem Glück zitternden Stimme, „hat mein toter Mann an uns beiden Lebenden aus seinem Grabe keine besonderen Rechte mehr. Nur das seiner Zeit. Jetzt kann ich mit ungetrübtem Gemüt um ihn trauern, und ich will es. Diese Zeit werden auch Sie achten.“

Stumm drückte Edleffen ihr die Hand.

„Und es wird gut sein“, sagte er dann, „wenn all das Schwerwiegende, was in dieser Stunde zwischen uns besprochen worden ist, bei uns bleibt. Niemand darf davon erfahren. Am wenigsten Gùldenapfel. Diesen siebenmal gewürfelten Herrn glaube ich allmählich zu durchschauen. O — Edleffen lachte still vor sich hin — „wir haben nicht umsonst unsern Shakespeare gelesen, den Seelenkürer all der sneaking rascals.“



„Aber wer kann diesen Kurhaus-Champagner bis an das Ministerohr geleitet haben?“

„Verlassen Sie sich darauf, ich werde es herausbringen.“

„Lieber Edelstein, an dieser Sache ist ja nun nichts mehr zu ändern. Lassen wir sie ruhen.“



6. Segantini: „Frühling“. (Phot. Union, München.)

„Ich denke gar nicht daran. In mir blüht schon ein ganzer Leuchtturm auf.“

„Ich habe noch eine Nachricht für Sie. Guldnapfel will jetzt bestimmt im nächsten Jahr die Kante abböcken lassen. Vor der Kirchwerft soll angefangen werden, wegen Lamberts Grab. Er sagte es mir gestern.“

„So? Wegen des Grabes? Ich meine, mit ganz anderen Absichten. Und aus dieser meiner Meinung will ich jetzt ein bißchen Raze mit der Maus spielen, wie bislang er's mit uns gemacht hat.“

„Sie behaupten, Guldnapfel sei rachsüchtig und sind es selbst, lieber Freund.“

„Danke. Aber Rachsücht und Strafe sind zweierlei. Glauben Sie, ich lasse eine Frau, die später einmal meinen Namen tragen soll, ungestraft beleidigen.“

„Nein, nein, ich will keine Genugtuung“, rief Frau Nautilius abwehrend. „Edelstein, Sie spielen ein gefährliches Spiel.“

„Also soviel Angst haben Sie vor dem Herrn? Die müssen Sie sich abgewöhnen. Ich bin nicht bloß Pastor, ich bin auch ein Frieße. Wie ich, seinerzeit mit Guldnapfel junior in der Eisenbahn fertig geworden bin, so hoffe ich mir heute Abend im Besel den Senior zu kaufen. Und dabei sollen Sie mir helfen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Giovanni Segantini.

15. Januar 1858 bis 28. September 1899.

Unweit des Gardasees, im Städtchen Arco, wurde Giovanni Segantini als jüngstes Kind italienischer Eltern geboren. Seine Mutter starb fünf Jahre später an den Folgen seiner Geburt. Der Vater brachte den Kleinen nach Mailand zu einer armen Stiefschwester. Um Arbeit ausgehend, verließ der Vater die Stadt und kehrte nie mehr zurück. Mit ihm verschwand der letzte Rest Liebe aus des Kindes jungem Leben. Die Stiefschwester, in Sorge um den Erwerb eines Stückes Brot, eines Flecken Luches zur dürftigen Deckung leiblicher Bedürfnisse, ging tagsüber aus und spergte den kaum Fünfjährigen in eine Dachkammer. So, herausgerissen aus jeglicher Gemeinschaft, zum monologischen Leben eigentlich verurteilt, konnte das Kind sein Verlangen nach Farbe, Licht, Liebe nicht stillen. Ist es da verwun-

derlich, daß in ihm eine grenzenlose Sehnsucht aufkeimte, die ihm später den Pinsel führte, ihn die Mütterlichkeit, überhaupt das Glück des Beziehungslebens bildnern ließ. — Der aufgezungenen Vereinfachung überdrüssig, floh er aus der lichtarmen Dachkammer, aus der Stadt. Bauern sahen ihn erschöpft in einem Graben liegen, hoben



6. Segantini: „Am Pflug“. (Phot. Union, München.)

ihn auf, führten ihn heim, pflegten ihn. So wurde er von der Welt des Du, der Liebe, angetreten. Dem Drange, sich erkenntlich zu zeigen, folgend, hütete er den Bauern die Schweine. Hier mag seine Liebe zum Bauern-, Hirten- und Tierleben, von dem er uns später so anschaulich und eindringlich erzählt hat, wurzeln. Um 1874 war er Ladungsjunge bei Verwandten im Trentino. Dort machte er mit einem Freund den Fund wertvoller alter Münzen. Er hoffte mit dem Erlös die Kosten für das Studium bestreiten zu können. Aber auf dem Wege nach Mailand machte sich sein Freund mit dem Schatz aus dem Staube. Schmerz und Scham töteten den Jüngling fast. Drei kummervolle Nächte brachte er in einem Heuschuber versteckt zu. Dann zwangen ihn Hungerkrämpfe, sich bemerkbar zu machen. Statt Student wurde er nun Photographengehilfe, dann Lehrling beim Fahnenmaler Tettamanzi. Schließlich war er doch Schüler der Kunstakademie. Er besuchte den Unterricht zwar selten, da er Portraits in Kohle zu 20—25 Rappen das Stück anfertigen mußte, um sein Leben fristen zu können. 1877, also 19jährig, malte er mit dem Rest von Farben, die er zum Anstreichen eines Ladenschildes gebraucht hatte, das Bild „Il Coro di St. Antonio“ auf ein Kaminschild. Damit begründete er sein Künstlertum. Nach ein paar arbeitsreichen Jahren durfte



6. Segantini: „Ave Maria“. (Phot. Union, München.)

er seine Gefährtin, die Schwester seines Mitschülers Carlo Bugatti, heimführen. Bald nachher zogen die beiden nach der Brianza, wo Segantinis Schaffen charakteristische Form